

Für unsere Kinder

Nr. 23 • • • • • Beilage zur Gleichheit • • • • • 1910

Inhaltsverzeichnis: Bekenntnis. Von Ludwig van Beethoven. — Mutter Sonne. Von ed. — Hunger. Von Hammersdorff. (Gedicht.) — Ein Ferientag mit der Dresdener Kinderschulkommission. Von Hans Böwe und Martha Krause. — Von den Schildbürgern. — Fasanenmutter. Von Ernest Seton Thomson. — Die klugen Bäume. Von E. S. Strasburger. (Gedicht.)

Bekenntnis.

Ich bin nicht schlimm — helles Blut ist meine Bosheit — mein Verbrechen Jugend — schlimm bin ich nicht — schlimm wahrlich nicht — wenn auch oft wilde Wallungen — mein Herz verklagen — mein Herz ist gut. Wohl tun, wo man kann — Freiheit über alles lieben, Wahrheit nie — auch sogar am Throne nicht verleugnen!

Ludwig van Beethoven.

Mutter Sonne.

Es war ein heißer Sommertag, als Mutter Sonne mit einer großen dunklen Wolke kämpfte, die sich immer hartnäckiger zwischen sie und die Erde drängte. Immer wieder zerrissen die Kinder der Sonne, die leuchtenden Strahlen, das aufsteigende Gewölk, und sicherlich würde die Sonne als Siegerin aus dem Kampfe hervorgegangen sein, wenn auf den Ruf der großen Gewitterwolke nicht zahlreiche kleine Wölkchen herbeigeeilt wären. Sie ballten sich zu großen dunklen Massen zusammen und schmiegt sich immer dichter an die große Wolke. Von ferne ließ sich ein drohendes Rollen hören, das immer näher zu kommen schien. Aber die Sonne gab den Kampf so leicht nicht auf. Immer wieder blickte sie lächelnd zwischen den Wolken hervor, und wenn diese meinten, gewonnenes Spiel zu haben, so brach aus irgend einer schmalen Ritze siegreich ein glänzender Strahl von Licht hervor. Da kam der Wind, der treulose Gefell, herangefauscht und setzte alle Wolken am Himmel zusammen, obwohl er noch vor gar nicht langer Zeit der Sonne geholfen hatte, das Gewölk zu zerstreuen. Triumphierend zogen die Wolken nun über die Sonne hin. „O, laßt mich scheinen!“ rief diese verzweifelt aus. „Was

soll aus den Keimen werden, die in der Erde schlummern und warten, daß ich sie wecke? Was werden die Halme auf dem Felde sagen, wenn ich ihre Ähren nicht mehr goldig färbe? Seht ihr bösen Wolken denn nicht, wie Blätter und Blüten mir sehnsüchtig entgegenblicken? Die breitästige Linde, der mächtige Eichenbaum, die hohe Buche, die silberstämmige Birke, die Weide am Bache, die Apfel- und Birnbäume mit ihrer reisenden Frucht: sie alle rufen nach mir. Auch die kleinen, lustig schwirrenden Käfer, die Schmetterlinge, die summenden Bienen, die Vöglein und . . .“

„Galt ein,“ unterbrach die große Wolke sie mit dumpfem Rollen. „Sie brauchen dich alle nicht mehr. Wärest du, Gütte, nicht so in deine eigene Schönheit verliebt, du hättest schon längst bemerkt, wie traurig die Bäume ihr Laub herabhängen lassen, wie müde Gräser und Blüten sind, und wie alles nach erfrischem Regen dürstet. Haben dir deine tief eindringenden Strahlen nicht verraten, wie schlimm es um die Keime in der vertrockneten Erde bestellt ist? Sie müssen sterben, wenn nicht bald der erlösende Regen sie aus ihrer Verzauberung weckt. Auch die Vögel, Bienen, Schmetterlinge und tausend andere Tiere müssen elendiglich zugrunde gehen, wenn die Dürre noch länger anhält, die dein Werk ist.“

„Dürre, mein Wert,“ sagte die Sonne erstaunt und gekränkt. „Jawohl, Dürre,“ wiederholte die Wolke finstler. Die Sonne schien über etwas nachzudenken. „Deshalb also verdunkelst du mich?“ fragte sie nach einer Weile in halb spöttischem Tone. „Ja, deshalb! Daß hätte dir übrigens jedes Schullind sagen können, du Neunmalweise,“ spottete ihrerseits die Wolke. „Um, das freut mich aber, daß jedes Schullind schon so geschick ist. Aber du selbst, Verehrteste, scheinst doch etwas nicht zu wissen, was — auch schon allen Schullindern bekannt ist,“ lächelte die Sonne. „Und das wäre?“ fragte die Wolke gespannt. „Ei, daß ich nicht bloß scheine, Wald und Wiesen färbe, nicht bloß Licht und Glanz verbreite, sondern auch Wärme. Daher wärest du selbst ohne mich nicht da. Meine Wärme lockt dich als Dunst aus den Gewässern der Erde zum Himmel empor. Ohne mich könntest du nicht als erquickender Regen herabfallen. Mich brauchst

die Erde immer, dich nur von Zeit zu Zeit. Arm und öde ist es, wohin mein Schein nicht dringt, grau und finstern, wo du dich lagerst. Nutzen spendest auch du, aber — keine Schönheit. Mein Glanz ist ein Quell des Entzückens für alles, was lebt und gedeiht. Er erfreut das winzige Mücklein, das lustig sich tummelnde Fischlein im Bache, vor allem aber das Herz der Menschen. Mein Anblick weckt in ihnen herrliche Gedanken und begeistert sie zu edlen Taten. Weil ich Schönheit spende, besingen sie mich in unsterblichen Liedern," schloß die Sonne mit ihrem stolzeſten Lächeln. „Die Menschen?“ rollte es ihr höhniſch aus den Wolken entgegen. „Da sieht man doch gleich, daß du fern von ihnen thronst. Wenn du auch eben sehr hochfahrend von mir gesprochen haſt, ſo wäre ich doch die letzte, die Macht deiner Schönheit zu ſchmähen. Aber was zuviel iſt, iſt zuviel. In deiner eifeln Selbſtverblendung ſiehſt du nicht, daß die Menſchen deine Schönheit am wenigſten brauchen. Weiß der Bauer von ihr, wenn du ihm beim Aekern, Pflügen, Säen oder Mähen die Stirne heiß glühſt, daß die hellen Tropfen herabfallen? Er liebt dich, ſolange er dich braucht, für dein Geſtimmer hat er ebenſowenig Zeit wie die Schnitterin, der du Nacken und Arme braun küßeſt. Sie verwiſcht nur deine Blut.“

„Aber die vielen anderen?“ fragte die Sonne etwas kleinlaut geworden. „Die anderen?“ grollte die Wolke ingrimmig. „Wiſt du mich vielleicht an jene Millionen Menſchen, Männer und Frauen, erinnern, die tagaus tagein in geſchloſſenen Räumen, an Maſchinen und Werkſtühlen oder an Hochöfen ſchaffen? Sie denken an allerhand Sorgen, an ihre Kinder, die ſie ohne Obhut und Pflege daheim ge-laſſen haben, an dich aber zuallerlezt.“

„So lieben ſie mich alſo gar nicht?“ fragte die Sonne ſchmerzlich. „Doch,“ entgegnete die Wolke düſter. „Wenn ſie abends mit müden Gliedern heimkehren und nur noch den Saum deines roten Abendgewandes erblicken, dann freuen ſich die Toren und bilden ſich ein, du habeſt es — ha—ha—ha — ihnen zu Ehren angelegt. . . .“ „Daß tat ich auch,“ ſagte die etwas bleich gewordene Sonne mit einem ſchwachen Lächeln. Die Wolke ſchwieg. Sie ſchien in Nachſinnen verloren. „Es gibt wohl Menſchen,“ nahm ſie nach einer Weile das Geſpräch wieder auf, „die, wie man ſagt, ſich nach dir halb zu Tode ſehnen. Daß ſind jene, die noch vor Sonnenaufgang an die Arbeit gehen und tief unter der Erde beim Schein eines ärmlichen Lämp-

chens ihren Hammer in Erz oder Kohle ſchlagen. Daß ſind die Bergleute, zu denen auch nicht der ſchmälſte Streifen deines Lichtes dringt.“

Das Geſicht der Sonne umwölkte ſich immer mehr. „Aber es gibt doch Menſchen,“ verſuchte ſie einzuwenden. . . . „Die nichts tun und darum Zeit genug hätten, ſich für dich zu begehieren, das weiß ich wohl,“ wurde ſie von der Wolke unterbrochen. „Daß ſind die Nichtstuer und Müßiggänger, die jenen Millionen die Zeit ſtehlen. Reich und faul tun manche von ihnen den ganzen Tag nichts als auf dem Rücken liegen und Rauchwolken zum Himmel blaſen. Aus dir machen ſie ſich nichts. Eine kleine weiße Wolke hat mir erzählt, wie ſie ſich hinter herabge-laſſenen Vorhängen und geſchloſſenen Fenſterläden vor dir flüchten, gerade, wenn du meinteſt, am ſchönſten zu glänzen.“

Nun machte die Sonne noch einen letzten Verſuch, die Wolke zu überzeugen: „Die Dichter,“ begann ſie mit einem flüchtigen Lächeln. „Paß,“ meinte dieſe wegwerfend, „auf dieſe kleine Häuslein Schwärmer brauchſt du dir wahrhaftig nichts einzubilden.“ Nun ſagte die Sonne nichts mehr. Schmerz und Zorn ergriff ſie bei dem Gedanken, daß die Wolke recht hatte. Dann aber war der Stolz auf ihre Schönheit eigentlich doch unberechtigt. Nur für die Menſchen hatte ſie ja die Erde ſo bunt gefärbt und mit leuchtendem Glanze übergoffen. Für dieſe Undankbaren hatte ſie ſich geſchmückt und ihnen hatte ſie zugelächelt. Keine Zeit hatten ſie, ſich an all dem zu freuen, ſo hatte die Wolke geſagt. Keine Zeit! Ja warum ſchafften die Menſchen denn ſo viel? Warum quälten ſie ſich ab, wenn ſie dabei arm und freudlos blieben, ohne Sonne und ohne Schönheit? Und weßhalb gaben die Vielen es zu, daß ein kleiner Teil von ihnen nichts tat? Ach, die Menſchen waren Toren, und es verlohnte ſich nicht, daß ſie ſelbſt um ihretwillen weiter mit den andrängenden Wolken kämpfte. Mochte es donnern und blihen, die Sonne leiſtete keinen Widerſtand mehr. Sie wollte ſich der Erde nicht mehr zeigen, ſagte ſie verärgert und voll Troß.

Aber Mutter Sonne's Zorn dauerte nicht lange, er verwandelte ſich in einen tiefen Schmerz, und als die erſten großen Tropfen auf die Erde fielen, meinte ſie, daß müßten Tränen ſein. Voll Trauer verbarg ſie ſich hinter die Wolken. So verging ein Tag nach dem andern. Die Sonne ging auf, ging wieder unter, aber nur ein blasser, durch die Wolken

gedämpfter Schein erwärmte und erhellte die Erde, auf der es grau und traurig ausah, auch wenn es nicht regnete.

Das dauerte eine Zeit, bis die Sonne von einer großen Sehnsucht nach ihrer geliebten Erde erfaßt wurde. Sie schickte einige Strahlen herab, die ihr Kunde von dort bringen sollten. Es währte gar nicht lange, da kam ein Strahl ganz atemlos wieder zurück. „Mutter,“ sagte er, „du mußt wieder scheinen. Die Blumen verlangen es. Besonders die Rosen wollten mich gar nicht loslassen. Bleib, flehten sie mich an, nicht unfertwillen, wir sind verzagt und halb verblüht, aber unsere jungen Schwestern, die Knospen sterben, noch ehe sie geblüht haben, wenn du fortgehst. Nur mit Mühe habe ich mich von ihnen losgerissen.“ Die Sonne schwieg, obwohl sie sich innerlich über die Liebe der Blumen freute. Da kam auch schon ein zweiter Strahl, ihm folgte ein dritter, ein vierter und viele andere. „Die Vöglein halten es nicht mehr länger aus,“ sagte einer von ihnen. „Die Jungen wagen sich nicht aus ihrem warmen Nest hervor, und die Alten klagen, daß es an Sonnenschein fehlt. Die armen Bienen und die unglücklichen Schmetterlinge,“ so klang es im Chor von den Strahlen. „Wir tun am meisten die Menschen leid,“ sagte ein junger Strahl weich. Die Sonne horchte auf. „Ich suche sie gern auf und spiele am liebsten in ihrem Haus.“ „Der Träumer,“ lachten die anderen Strahlen, doch Mutter Sonne winkte ihnen abwehrend. Sie brannte darauf zu erfahren, wie es bei den Menschen aussehe. „Erzähle,“ sagte sie daher zum Strahl. „Ach, da ist nicht viel zu erzählen,“ nahm dieser das Wort. „Ich blickte in ein Zimmer, in dem ein einsames, blaßes Kind spielte. Da hättest ihr die Freude sehen sollen, mit der es mich begrüßte. Ich malte ihm die drolligsten Kringelchen an die Wand. Da lachte es entzückt und klatschte so vergnügt in die Hände, daß es mir schwer wurde, den Ort zu verlassen.“ „Was sagten denn die Eltern des Kindes?“ fragte die Sonne gespannt. „Ach, die waren gar nicht zu Hause,“ fuhr der Strahl fort. „Der Vater arbeitet im Schachte, die Mutter in der Fabrik.“ „So,“ sagte die Sonne gedehnt und versank in Nachdenken. Nach einer Weile konnte sie sich aber nicht enthalten, weiter zu fragen. „Wer von euch hat noch die Menschen aufgesucht?“ „Ich, ich, ich!“ klang es ihr von allen Seiten entgegen. „Na, dann mag einer von euch erzählen. Du Siztopf,“ wandte sich die Mutter

an einen besonders leuchtenden Strahl, „was sagen denn die Menschen dazu, daß ich nicht mehr so scheine wie sonst?“ „Ach,“ erwiderte der Angeredete, „die meisten scheinen nicht viel davon gemerkt zu haben. Manchmal hebt der eine oder der andere den Kopf, blickt in die Höhe, als suche er etwas, senkt aber traurig wieder den Blick. Sie scheint doch nicht für unsereins,“ hörte ich sie dann wohl seufzend flüstern.“ „Die Narren,“ zürnte die Sonne. „Dabei habe ich doch nichts anderes im Sinne, als für sie zu leuchten. . . .“

„Ja, es gibt aber auch Menschen, die nach dir rufen,“ nahm der Strahl wieder das Wort. „Sie gucken sich nicht bloß die Augen nach dir aus, nein, sie kämpfen sogar um dich.“ „Wie tun sie denn das?“ fragte die Sonne. „Gi, indem sie die Arbeit ruhen lassen und den Müßiggängern, für die sie schaffen, erklären, daß sie für ihr Mühen Zeit haben wollen, sich an der Sonne zu freuen.“ „Siehst du, Mutter,“ riefen die Strahlen triumphierend, „nun mußt du auch wieder scheinen.“ „Nein,“ sagte die Sonne, „solange es nur wenige sind, die nach mir verlangen, so lange scheine ich noch nicht. Erst wenn sich sehr viele Menschen wie die Wolken hier vor mir zusammenballen und um mich kämpfen, erst dann — sollen sie mich haben. . . .“

Betrübt schwiegen die Strahlen. Der Himmel blieb grau und die Erde trauerte. Von Zeit zu Zeit schickte die Sonne die Strahlen als ihre Kundschafter auf die Erde. Aber sie brachten immer dieselbe Kunde: alles Leben auf der Erde träumte von ihrer Güte und Schönheit, alles rief nach ihr, nur nicht die schaffenden, arbeitenden Menschen. Das Gesicht der Sonne wollte sich nicht wieder aufhellen. Schließlich schickte sie die Strahlen nicht mehr zur Erde herab, ja sie verbot es ihnen sogar aufs strengste bei Strafe, sich durch die Wolken zu drängen. Aber die Sehnsucht der Strahlen nach der armen Erde, die so verweint und traurig ausah, war gar zu groß. Manchmal schlichen sie sich heimlich davon und lugten verstohlen durch die Wolken. Als eines Tages wieder einige von ihnen sich zur Erde gesenkt hatten, kehrten sie bald voll Aufregung zurück und vergaßen über das Gesehene das Verbot der Mutter und die ihrer harrende Strafe. „Mutter, Mutter,“ riefen sie ganz atemlos, „die Menschen rufen nach dir . . . viele . . . viele! Sie kämpfen um dich. . . .“

Das alte Leuchten überflog Mutter Sonnes Angesicht. „Erzählt!“ rief sie ungeduldig. Und

die Strahlen erzählten: „Alle Arbeit ruht. Die Maschinen stehen still. Aus Fabriken und Werkstätten strömen feiernde Menschen. Aus den Schächten steigen dunkle Gestalten empor ans Licht. Sie drängen sich alle zusammen, so daß von ihren Schritten die Erde erdröhnt. Sie rufen nach dir. Sie wollen nicht länger mehr ohne dich leben, hörten wir sie sagen. Mehr Zeit, mehr Zeit, klingt ihr Schrei über den Erdball. Die Zahl der Rufenden wächst mit jedem Augenblick. . . .“ „Schaut, schaut, die Erde ist schwarz von ihnen,“ lachten einige Strahlen, die belustigt und voll Neugier herablickten. Die anderen sahen Mutter Sonne erwartungsvoll an. Die strahlte in nie gesehenem Glanze. „Kommt, Kinder,“ rief sie aus, „nun wird es Zeit, daß wir uns den Menschen zeigen.“ Und mit einem gewaltigen Rucke durchbrach sie das dunkle Gewöl, das sie den Blicken der Menschen verbarg. Ein jubelnder Schrei drang zu ihr empor: ihre Lieblinge grüßten das Ziel ihrer Sehnsucht, grüßten ihre Güte und Schönheit. Die Sonne strahlte.

o o o

Sunger.

Von Hammersdorff.

Die Knoopsche — so sagen die Kinder zu ihr — die Kleine hat den Platz an der Tür, nahe dem Ofen, der schmatzend und laut seine schwarzen Frühstücksbroden laut. Wie das knackt und prasselt und strahlt, mit gelben Fingern den Boden malt! Ordentlich rot wird ihr Hand und Arm, der Fuß im feuchten Pantoffel warm. Gemütlich ist es, gar nicht zu sagen, nur manchmal meldet sich . . . der Magen. Ach was! Sie horcht. Der Lehrer erzählt von fünftausend Menschen, hungergequält, wie fünftausend Hungernde unter den Satten — Schafe, die keinen Hirten hatten — in die Wüste zum Wundermann gegangen, der sie mit freundlichem Wort empfangen, und wie sein Mund den Segen gesprochen, wie seine Hand das Brot gebrochen und den tausendfältigen Hunger gestillt — O Wunder! — Da sieht sie ein anderes Bild, daheim in kalter Stube den Tisch, ohne Brode und ohne Fisch, in einer Ecke den leeren Schrank, in der andern ein Bett — die Mutter krank. . . . Lange schon, daß die aus stehender Brust Tage, Nächte husten gemußt,

daß ihre Hand, so zitternd und schwach, ihr und den Brüdern nicht Brot mehr brach — Aber vielleicht, über kurzem, dann kommt auch zu uns der Wundermann! — Ja, er kommt mit lächelndem Mund: „Mutter, ich sage dir, werde gesund!“ Und: „Bald hätte ich euch ja vergessen: ihr Kindlein, habt ihr nichts zu essen? Sind doch einzig für euch, meine Lieben, damals zwölf Körbe voll übrig geblieben. . . .“ „Knoop! Katharine!“ Ganz scharf und laut tönt es. „Hast du geschlafen? Da schaut! Antwort! Ich fragte!“ — Sie steht erschrocken, verwirrt: „Die zwölf — — zwölf Körbe voll Broden. . . .“

o o o

Ein Ferientag mit der Dresdener Kinderschutzkommission.*

I.

Am 11. August veranstaltete die Kinderschutzkommission einen Ausflug nach dem Bützbad, woran meine Mutter, meine Geschwister und ich teilnahmen. Vormittags 9 Uhr versammelten wir uns auf dem Albertplatz. Es fanden sich 155 Kinder ein. Wir gingen die Hauptstraße entlang bis zum Neustädter Markt, von hier fuhren wir mit drei elektrischen Wagen ab. Am Weißen Roß stiegen wir aus. Hier mußten wir längere Zeit warten, denn die Cottaer B. . . . r Wagen waren noch nicht da. Uns dauerte das viel zu lange, denn wir konnten nicht erwarten, daß wir in das Bützbad kamen. Endlich sagte Frau Lewinsohn: „Guckt, dort unten kommen sie!“ Da wollten wir nicht länger warten und „fuhren nun froh per Beine“ bis direkt an das Bützbad.

* Die verdienstvolle Kinderschutzkommission der Dresdener Genossinnen hat uns diese beiden Schulaufsätze zur Veröffentlichung geschickt. Sie sind von Kindern geschrieben worden, die im vorigen Jahr an ihren Ferienausflügen teilgenommen haben. Wir drucken sie ab — natürlich im wesentlichen ganz unverändert —, weil sie nicht nur kindliches Geistesleben charakteristisch beleuchten, sondern auch klar erkennen lassen, welchen tiefen, anregenden Eindruck solch ein Ferientageereignis auf proletarische Kinder ausübt. Dieser Eindruck ist der beste Dank für das hingebungsvolle Wirken der Kinderschutzkommission. Wir hoffen, daß die kindlichen Erinnerungsblätter die Genossinnen vielerorts anregen werden, ihre Aufmerksamkeit der Organisierung von Ausflügen, Spielen usw. in den Ferien und an den schulfreien Nachmittagen zuzuwenden und die Gemeinden vorwärts zu treiben, entsprechende Einrichtungen zu schaffen.

Natürlich wollte ich der erste sein, der hinein ging, doch ich wurde festgehalten, weil wir nämlich erst gezählt werden sollten. Das wäre doch gar nicht nötig gewesen! Na, endlich war ich drinnen. Ah — das sah aber ganz anders aus, als wie ich es mir vorgestellt hatte. Wir dursteten uns nicht groß umsehen, sondern wurden in unsere Zellen geführt. Schnell waren wir ausgezogen und kamen wieder heraus. Nun sah ich mir alles genau an: da waren Schweberinge, ein Karussell, zwei Schaukeln, Recks, ein Rundlauf und auch Kletterstangen. An denen war ich zuerst oben. Ich besah mir das Bad von oben. Meine Mutter und meine Geschwister konnte ich nicht erblicken, aber dafür entdeckte ich etwas anderes: ich erblickte nämlich einen großen Teich. Schnell war ich jetzt wieder unten und rannte spornstreichs durch die große Sandgrube, bis ich am Rande des Wassers stand. Aber das genügte mir nicht, ich wollte in den Teich. Ich stieg die Treppe herunter, als mir jedoch das Wasser bis an den Kopf reichte, da ging ich auf die andere Seite. Hier sagte ein Junge zu mir: „Du kannst was erleben, wir sollen nicht ins Wasser gehen.“ Rasch machte ich mich aus dem Staube und legte mich in die Sonne, um wieder trocken zu werden. Nicht lange und ich konnte mich wieder sehen lassen. Es wurden Spiele und Kreise gemacht; ich war meist an den Turngeräten. Dabei kam ich auch einmal unter die Schaukel und wurde ein bißchen aufgeschunden, aber deshalb ging es doch mit dem Spielen weiter.

Um 3 Uhr dursteten wir ins Bad. Da ich noch nicht richtig schwimmen konnte, sollte ich in das flache Wasser. Das ging mir kaum bis an die Knie und ich dachte: „Das ist aber dumm!“ Da rief meine große Schwester: „Hans, komm doch herüber, du ertrinkst nicht.“ Ich ging in das tiefere Wasser, dort war es ein bißchen besser. Ich sah jetzt, daß Frau Lewinsohn, Frau Herman und meine Mutter auch im Bade waren und habe sie tüchtig vollgespritzt, daß sie ausrissen. In der Mitte des Teiches lag eine Insel, auf die mußte ich hinauf. Hier standen Bäume, und man konnte sich auf den Nasen legen. Ich war aber nicht hergekommen, um zu schlafen. Gerade wollte ich wieder ins Wasser, als ich sah, wie meine Schwester die Eisbärenrutsche hinabfaulle und einen Eimer Wasser ins Gesicht bekam. Von Herzen habe ich da gelacht.

Doch die Zeit verging zu schnell, und es hieß: „Alle Kinder der Kinderschuttkommission

wieder anziehen und dann auf die Wiese!“ Hier wurde von Herrn Bilz selbst ein Wettrennen veranstaltet. Je drei Knaben oder Mädchen mußten zu gleicher Zeit antreten. Wer zuerst am Ziele war, bekam eine Pfirsiche, die andern zwei bekamen drei Reinecklauden. Ich bekam natürlich die letzteren, meine sechsjährige Schwester aber kam zuletzt an, und bekam doch eine Pfirsiche, weil sie tüchtig rennen konnte. Die kommt ja überhaupt immer am besten weg.

Nun war Schluß. Wir marschierten bis an die elektrische Bahn. Unterwegs bekamen wir jedes noch zwei Biskuits. In der Bahn haben wir uns Geschichten erzählt und Rätsel aufgegeben. Vom Neustädter Markt aus marschierten wir mit Frau Lewinsohn, Frau Herman und den anderen nach Hause. Mein Vater meinte: „Na, ihr seid mir ja schöne Bummelanten.“ Es war nämlich schon $\frac{3}{4}$ Uhr, als wir heimkamen. Ich aber dachte bei mir: „So etwas erlebt man nicht alle Tage“ und ging zu Bett.

Hans Löwe, Bezirksführer, 11 Jahre.

II.

Viel hab' ich in meinen Ferien nicht erlebt, da meine Eltern stets auf Arbeit gehen. Aber ein Tag wird mir doch lange im Gedächtnis bleiben. Meine Eltern hatten mir es möglich gemacht, in Begleitung der Kinderschuttkommission das Licht- und Lustbad von Bilz zu besuchen. Als ich das hörte, war ich hocherfreut, denn dorthin hatte ich mich schon lange gesehnt. Wir fuhren mittels dreier Extrawagen bis nach dem Weißen Hof. Hier stiegen wir aus und liefen dem Bade zu. Dort angekommen, gingen wir hinein. O welche Freude, als wir sahen, daß es viel anders und schöner war, als wir es uns gedacht hatten. Wir gingen in die Garderobe und zogen uns um. Es konnte gar nicht schnell genug gehen. Endlich waren wir fertig und nun sprangen wir in den Badeanzügen hinaus unter die lustige Menge. Natürlich ging es gleich an Geräte, wie Kinder eben sind. Hatte man sich müde geturnt, so lief man ins Wasser. Dort konnte man viele wasserscheue Kinder sehen. Ich bin nicht so furchtsam und ging gleich in das Wasser. Auf einmal bekam ich einen großen Schluck davon in den Mund. Da hättet ihr sehen sollen, wie schnell ich aus dem Bade war! Ich legte mich nun in die Sonne und schlief ein. Als ich aufwachte, war es bereits $\frac{1}{3}$ Uhr. O, ich Schlafmütze! Ich

begab mich gleich wieder in das Wasser und wollte darinnen bleiben, aber meine Freundin trieb mich hinaus. Wir turnten und spielten den ganzen Nachmittag, bis es Abend ward. Als es hieß: „Antreten, wir gehen nach Hause!“ da zogen wir Gesichter wie drei Tage Regenwetter. Aber es half alles nichts, wir mußten fort. Wenn wir im Bad hätten schlafen können, so wäre das großartig gewesen. Als wir nach Hause kamen, wurde es unseren Eltern angst und bange, weil wir gar nicht aufhörten mit erzählen. Die ganze Nacht habe ich vom Biltschen Licht- und Luftbad geträumt.

Martha Krause, Bezirkschülerin, 12 Jahre.

o o o

Von den Schildbürgern.

Der verschwundene Mühlstein.

In dem großmächtigen Kaiserreich Utopien, hinter Kalelutta, liegt ein Dorf oder Bauernstädtchen, Schilda genannt. Seine Bewohner, die Schildbürger, waren wegen ihrer seltenen Weisheit in der ganzen Welt bekannt. So kam es oft, daß aus fern gelegenen Ländern Kaiser und Könige Botschafter an die Schildbürger abfertigten, um sich in zweifelhaften Fällen Rats zu erholen. Schließlich hatte jeder Fürst und Herr einen Schildbürger an seinem Hofe, um sich täglich seiner Weisheit bedienen zu können. In kurzem war fast kein Schildbürger mehr in der Heimat. Daher geriet in Schilda alles in Unordnung, und die Frauen mußten ihre Männer heimrufen. Als die Schildbürger bei ihrer Heimkehr die Verwirrung sahen, in die die Stadt durch ihre Abwesenheit geraten war, berieten sie über Mittel und Wege, wie sie sich die ausländischen Herren vom Leibe halten könnten. Und da sie wegen ihrer hohen Weisheit immer von Hause abgefordert worden waren, so beschloßen sie, rechte Narren zu werden, um künftighin Ruhe zu haben. Allmählich wurde den Schildbürgern durch die Gewohnheit die Narrheit zur zweiten Natur. Sie konnten nichts mehr tun, was nicht närrisch gewesen.

Die Schildbürger hatten eine Mühle gebaut, zu der hatten sie auf einem hohen Berge in einem Steinbruch einen Mühlstein ausgehauen. Er war von ihnen mit großer Mühe und Arbeit den Berg herabgebracht worden. Als sie ihn drunten hatten, fiel ihnen ein, wie sie vor Zeiten die Bauhölzer für ihr Rathhaus mit so geringer Mühe den Berg hinuntergebracht hatten, indem sie dieselben von selbst

hinablaufen ließen. „Sind wir doch große Narren,“ riefen sie, „daß wir uns abermals so viele Mühe gegeben haben!“ Und nun trugen sie auch den Mühlstein mit größter Anstrengung den Berg wieder hinauf. Als sie ihn aber eben abstoßen wollten, fiel es einem Schildbürger ein zu fragen: „Wie wollen wir aber wissen, wo er hinläuft?“ „Ei,“ sagte der Schultheiß, der den Rat gegeben hatte, „da ist leicht zu helfen. Es muß sich einer von uns in das Loch stecken und mit hinablaufen.“

Das war gut, und alsobald ward einer ausgewählt, der den Kopf in das Loch stecken und mit dem Stein hinunterrollen mußte. Nun war unten am Berge ein Fischweiher. In den fiel der Stein samt dem Schildbürger, und beide sanken zu Grunde, so daß die Schildbürger Mann und Stein verloren und nicht wußten, wo beide hingekommen waren. Da kam ihnen der Gedanke, der Gesell, der mit und in dem Mühlstein gelaufen war, wäre mit ihm davon gegangen. Sie ließen daher in allen umliegenden Städten, Dörfern und Flecken offene Briefe anschlagen: „Wenn einer kommt mit einem Mühlstein am Halse, den soll man festnehmen und ihn als einen Gemeindegeldbestrafen.“ Der arme Narr aber lag tief im Weiher und hatte zuviel Wasser getrunken, so daß er sich nicht verteidigen und rechtfertigen konnte.

o o o

Fasanenmutter.*

Von Ernest Seton Thompson.

Durch eine bewaldete Schlucht zwischen zwei Hügeln führte Mutter Fasan ihre Familie hinab zum kristallklaren Bache, den der Volksmund, ich weiß nicht warum, Schlammbach getauft hatte. Die Kleinen waren einen Tag alt, aber bereits flink auf den Füßen und wurden zum erstenmal zum Trinken geführt.

Langsam zog die Mutter vorwärts, gleichsam am Boden kriechend, denn der Feinde waren viele in den Wäldern. Ein sanftes Glucksen lockte die Kleinen erdsfarbenen Knäuel, die auf ihren winzigen, rosigen Weinchen hinterher gewackelt kamen und ängstlich zu piepsen begannen, wenn sie nur wenige Zoll zurückblieben, und die so zart und klein ausfahen,

* Aus dem wiederholt empfohlenen schönen Buche des Verfassers: „Vingo und andere Tiergeschichten“. Mit vielen Illustrationen. Stuttgart, Verlag Kosmos.

daß selbst die Graspferde neben ihnen riesengroß erschienen. Im ganzen waren es zwölft, und die Mutter hütete sie alle. Argwöhnisch beobachtete sie jeden Busch, jeden Baum und jedes Dickicht, den ganzen Wald und selbst den Himmel und schien nur nach Feinden zu suchen, denn nach den wenigen Freunden lohnte es sich nicht, Ausschau zu halten. Und richtig entdeckte sie einen Feind! Drüben über der Wiese erschien ein großer Fuchs; er kam ihren Pfad entlang, und sicherlich würde er sie in wenigen Augenblicken mit seiner feinen Nase wittern. Da gab es keine Zeit zu verlieren!

„Krr! Krr!“ (Versteckt euch! Versteckt euch!) rief die Mutter leise, aber in bestimmtem Tone, und die armen Dinger, kaum größer als Eicheln und nur einen Tag alt, zerstreuten sich, um sich zu verbergen. Das eine verschwand unter einem Blatt, ein anderes zwischen zwei Wurzeln, ein drittes kroch unter ein Stück abgefallene Birkenrinde, ein viertes in ein Erdloch usw., bis alle geborgen waren. Nur eins konnte keinen Schlupfwinkel finden, es legte sich flach auf ein breites, gelbes Blatt, machte die Augen fest zu und glaubte nun sicher, von niemandem gesehen zu werden. Die Kleinen stellten ihr furchtames Piepsen ein, und alles war still.

Mutter Fasan flog dem gefürchteten Räuber gerade entgegen, ließ sich dann ein paar Schritte seitwärts von ihm nieder, begann mit den Flügeln zu schlagen, als ob sie lahm, ganz flügelahm wäre, und jammerte wie ein von der Mutter verlassenes Kind. Bat sie um Gnade — Gnade von einem blutdürstigen, grausamen Fuchs? O nein! so töricht war sie nicht! Oft hört man von der Arglist des Fuchses, er ist jedoch ein richtiger Gimpel gegen eine kluge Fasanenmutter. Hoch erfreut bei der Aussicht auf einen leckeren Braten gerade vor seiner Nase drehte sich der Fuchs plötzlich um und erwischte — doch nein, ganz erwischte er den armen Vogel nicht, er entschlüpfte seinen gierigen Zähnen um Fußeslänge. Mit einem Sage war er hinterdrein und würde ihn diesmal sicherlich gefangen haben, wenn nicht gerade eine tückische Schlingpflanze dazwischen geraten wäre. Die Fasanenmutter hinkte davon, kroch unter einen Baumstamm und Reineke sprang darüber, während seine sichere Beute, die jetzt etwas weniger lahm zu sein schien, einen ungeschickten Sprung vorwärts machte und einen Abhang hinunterrollte. Der Fuchs, immer hinterdrein, packte

sie beinahe beim Schwanz, aber sonderbar genug, so schnell er auch lief und sprang, sie schien doch noch schneller zu sein. So etwas war dem alten Straßenräuber noch nie begegnet. Ein flügelahmer Fasan, und er, Reineke, der Schnellfüßige, konnte ihn in einem Rennen von fünf Minuten nicht einholen. Es war eine Schande! Der Fuchs verdoppelte seine Anstrengungen, jedoch der Fasan schien in demselben Maße an Kraft zuzunehmen, und nach einem Wettlauf von einer Viertelmeile war der Vogel auf unerklärliche Weise wieder ganz gesund, er erhob sich mit einem beinahe verächtlich klingenden Schwirren und flog durch die Wälder davon, den Verfolger vollkommen sprachlos hinter sich zurücklassend, mit der niederdrückenden Erkenntnis, daß man ihn zum Narren gehabt.

Mittlerweile schwebte die Fasanenmutter in einem weiten Bogen nach der Stelle zurück, wo die Kleinen im Unterholz versteckt waren.

Mit dem feinen Orsinn des wilden Vogels ließ sie sich auf denselben Fleck nieder, von dem sie aufgeflogen, und stand einen Augenblick still, um voll Mutterstolz die vollständige Ruhe ihrer Kinder zu bewundern. Selbst bei ihrem Nahen rührte sich keins, auch der kleine Bursche auf dem gelben Blatt, der schließlich gar nicht so schlecht verborgen war, regte sich nicht, sondern schloß die Augen nur ein klein wenig fester, bis die Mutter rief:

„Krr—iet!“ (Kommt, Kinder!) und wie in einem Märchen schlüpfte aus jedem Loch ein Fasanenbaby heraus. Der winzige Gefelle auf dem Blatte, der dickste von allen, öffnete seine großen Augen und flüchtete mit einem zarten „Piep, piep“ unter den Schutz der mütterlichen Flügel. Ein Feind hätte es drei Schritte weit nicht vernehmen können, der Mutter seines Ohr jedoch hätte es in einer dreimal größeren Entfernung gehört.

Die Mittagsonne brannte heiß. — Durch eine Bichtung führte der Weg gerade zum Wasser hinab, und nachdem die Mutter ängstlich nach Feinden ausgespäht, sammelte sie die Kleinen unter dem Schatten ihres ausgebreiteten Fächerschwanzes, um sie vor der Gefahr des Sonnenstiches zu beschirmen, und wandelte langsam den Pfad hinab, bis sie den Schutz eines wilden Rosenstrauches am Flusse erreichten.

Ein Gase sprang aus dem Busche hervor und jagte ihnen einen gewaltigen Schrecken ein. Doch er trug ja die weiße Friedensjahne und war ein alter Freund, und die Mutter

belehrt die Kleinen, daß der Gase immer unter der Flagge des Friedens segelt und ein harmloser, friedliebender Nachbar ist.

Dann kam der Trank vom reinsten fließenden Wasser, obgleich es einfältige Menschen den Schlammbach nannten.

Zuerst wußten die kleinen Kerle nicht, wie sie es anstellen sollten, doch sie ahmten einfach ihrer Mutter nach, und bald hatten sie gelernt zu trinken wie sie. In einer Reihe standen sie am Ufer entlang, zwölf goldbraune, flaumige Knäulchen auf vierundzwanzig rosenroten Beinchen und einwärts gestellten Watschelfüßchen, mit zwölf süßen, goldenen Köpfchen, die sie ernsthaft niederbeugten, um zu trinken, und erhoben, um zu danken, gerade wie die Mutter.

Dann führte sie die Kleinen nach kurzem Aufenthalt auf eine entfernte Wiese, wo sich ein mit Gras bewachsener Erdhügel erhob, den sie vor einigen Tagen entdeckt hatte. Eine ganze Anzahl solcher Erdhügel sind nötig, um eine Fasanenbrut großzuziehen, und ihre Erbauer sind die Ameisen. Die Alte sprang auf die Spitze des Hausens, sah sich vorsichtig einen Augenblick um und scharrte dann einigemal kräftig mit ihren Krallen. Der lockere Ameisenhügel war aufgebrochen und die kunstvoll erbauten Galerien rollten als Ruinen herab. Sofort begannen die Ameisen zu schwärmen und planlos durcheinander zu rennen, einige liefen mit großer Krastanstrengung und wenig Zweck immerfort um den Hügel herum, während andere, und dies waren die Vernünftigeren, ihre fetten weißen Eier fortschleppten.

Der alte Fasan pickte eines von diesen saftig aussehenden Beuteln auf, gluckste und ließ es fallen, pickte es wieder auf, gluckste und verschluckte es dann. Die Jungen standen herum und sahen verwundert zu. Ein kleiner gelber Kerl, derselbe, der auf dem Blatt gesessen, pickte ein Ameisenei auf, ließ es mehrere Male fallen, dann einer plötzlichen Eingebung folgend schluckte er und konnte fressen. Nach zwanzig Minuten verstand es selbst das Kleinste, nach den köstlichen Eiern zu haschen. Die Mutter öffnete noch mehr Ameisengänge, und die Hühnchen fraßen, bis jedes seinen kleinen Kropf so vollgestopft hatte, daß es tatsächlich mißgestaltet war.

Dann wanderten sie langsam und bedächtig stromaufwärts nach einer mit Dornbüschen bewachsenen Sandbank, lagen dort den ganzen Nachmittag und ließen sich den feinen kühlen Sand durch die heißen Behen rieseln. Mit

ihrem ausgesprochenen Nachahmungstrieb lagen sie auf der Seite wie ihre Mutter, scharren mit ihren kleinen Füßen und schlügen mit den Flügeln, obwohl sie eigentlich noch gar keine befäßen, sondern nur versteckt unter dem weichen Flaum saßen kleine Anhängsel, um zu zeigen, wo die Flügel einst wachsen sollten. Am Abend führte die Alte ihre Kinder nach einem nahen, trockenen Dickicht. Dort, zwischen raschelnden, abgestorbenen Blättern, die das lautlose Heranschleichen eines Feindes zu Füße verhielten, und unter den dichten, stacheligen Zweigen eines wilden Rosenbusches, der alle fliegenden Feinde abhielt, bettete sie die Kleinen unter dem Federdach ihrer Kinderstube und erkreute sich, das Herz erfüllt mit treuer Mutterliebe, an den kleinen zusammengekauerten Dingerchen, die im Schlafe piepsten und sich vertrauensvoll an ihren warmen Körper schmiegen.

o o o

Die klugen Bäume.

Von E. S. Straßburger.

Es hängen unsre Birnen stets
Hoch oben in den Aesten;
Der Birnenbaum ist nie ein Freund
Von unsern kleinen Gästen.

Der Birnenbaum, der Apfelbaum,
Sie wollen Ruhe haben,
Ist alles reif, so geben sie
Von selbst die schönsten Gaben.

Doch bleibe nicht ein jeder Zweig
In seiner Höhe hängen,
Die Kleinsten kämen bald herzu,
Ein Ringen wär's und Drängen.

Sie rissen Frucht mit Zweig heraus,
Der Baum könnt' nichts mehr tragen,
Und mit dem Baum verdürb' man sich
Zu gleicher Zeit den Magen.

Drum wächst nach oben immerzu,
Hoch sei der Birne Plätzchen;
Dann wird es sicher schwer gemacht
Geübten Kletterkätzchen.

Verantwortlich für die Redaktion:

Frau Klara Jettin (Zumbel), Büchelshöhe,
Post Degerloch bei Stuttgart.

Druck und Verlag von Paul Singer in Stuttgart.